

Freundliche Worte

Autor(en): **Krause, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Freundliche Worte. Von Gerhard Krause.

Wem du ein freundlich Wort kannst schenken,
Dem schenk's; er wird dir dankbar sein
Und gerne an die Worte denken,
Die lieb sind und voll Sonnenschein.

Ein gutes Wort kann oft im Leben
Viel Hass und Ungeduld zerstreu'n.
Wir alle wollen Frieden geben
Und durch der Liebe Tat erfreu'n! —

Wenn wir doch alle freud'ger wären!
So sind wir oft ganz ohne Klang
Und können in uns nichts vermehren
An Glück und Glauben und Gesang.

Der Freundlichkeit Gesang ist leise . . .
Ach, neigten wir ihm nur das Ohr
Und hörten auf die feine Weise
Und — sängen mit im grossen Chor.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

5

Sie kannte ihren Sohn ja nicht mehr. Langsam, langsam war er ihr entglitten. Wäre sie mit ihm zum Studium in die Stadt gezogen ohne sparsame Rücksichten und Bedenken! Aber mit dem alten Großvater, und sie wollte dem Sohn ja die Heimat erhalten, die er einst so unbändig lieb gehabt.

Die Entfremdung hatte auch schon früher begonnen. Bei einer Ferienheimkehr hatte Fortunat sie nach dem Vater gefragt, ob er vor seiner Krankheit die Anwaltspraxis seines Onkels geführt und eine große Kundschaft gehabt habe? Ihr hatte ein tastender Zweifel aus des Sohnes Stimme geklungen.

„Der begehrteste Anwalt wäre der Vater geworden“, verteidigte sie ihn in hastigem Uebereifer, „wenn nicht die Krankheit ihm viel, viel zu früh die Kräfte gebunden hätte, so reich begabt war er, so hinreichend konnte er reden. Der Onkel war nüchtern dagegen, hatte nichts von des Vaters Feuer, von seiner herzegewinnenden Liebenswürdigkeit.“

Fortunat hatte sich abgewandt mit einem schmerzlich enttäuschten Ausdruck. Fast verwirrt war sie stehen geblieben; was hatte er von ihr erwartet? Mehr Vertrauen? Sie sagte doch die Wahrheit. Aber seither konnte sie nie mehr unbefangen mit ihm über den Vater reden; er wich jeder Möglichkeit, sich jedem vertrauten Gespräch aus.

„Jetzt habe ich beide verloren.“

Ja, das hatte sie. Mit grausamer Schärfe fühlte sie es; nicht äußerlich nur, innerlich hatte sie sie verloren. Ihr Herz war öde und leer. Sie hätte einen Schmerz, einen

unfählichen, gesegnet; diese Oede war Tod. Sich selber hatte sie verloren.

Ein letztesmal blühte das Krönlein der Mutter Gottes aus dem Kerzengefläder auf, dann versank es ins Dunkel. Der Psalter war zu Ende.

Frau Menga erschrak vor Scham, daß sie nicht mehr die Kraft gehabt hatte, sich aus ihrer Verfunkenheit emporzureißen zum Psalter für den alten Tumasch. Zu Hause wollte sie ihn für sich allein nachbeten.

Jetzt sah sie den Martin auf sich zusteuern, nein, seinen Dank ertrug sie nicht. Sie drängte zur Türe, verabschiedete sich hastig von den Zunächststehenden und eilte ins Dunkel.

„Mutter, paß auf, du fällst in deiner Hast schon noch einmal die glitschigen Stufen hinunter“, ihr war, so warnte aus der Ferne ihres Buben Stimme.

Da knackte ihr schon der Fuß. Mit aller Wucht stürzte sie auf die zum Schutze vorgestreckte Hand, die Nacheilenden hoben sie erschrocken auf und trugen die vor Schmerz fast Bewußtlose den dunkeln Steig zur Casa Crestas hinauf.

*

Als Wohlthat empfand es Frau Menga, mit gebrochenem Fuß im Bett zu liegen, sich nicht zu rühren, nichts mehr zu wollen, einmal sich gehen zu lassen ohne Angst, vor den Leuten etwas zu verraten, was sie nicht zu wissen brauchten.

Mit ihrem Fuß war auch ihre Widerstandskraft gebrochen, und als Frau Brida mit dem Pflegekind sie heim suchte, erschrak sie, so müde und krank schaute Frau Menga